

EINLEITUNG

Bisherige Untersuchungen zur Astrologie basierten oft auf statistisch gesammelten äußeren Merkmalen wie Berufswahl, Scheidungsraten, Krankheiten und ähnlichem (Gauquelin, Sachs). Andere Untersuchungen wie zum Beispiel die von Niehenke verwendeten Fragebogendaten aus der normalen Bevölkerung.

Menschen hingegen, die eine psychotherapeutische Praxis aufsuchen, tun das meist mit einem bestimmten Anliegen: Es besteht ein Problem, ein Konflikt oder eine konkrete Beschwerde, die in irgendeinem Zusammenhang mit dem persönlichen Seelischen zu stehen scheinen. Mit anderen Worten, dies wahrzunehmen, setzt voraus, daß ein Minimum an differenzierender Wahrnehmung über die eigenen inneren „unsichtbaren“ Bereiche des Fühlens, Denkens und Wollens gegeben ist, denn dies ist Voraussetzung dafür, daß jemand motiviert ist, etwas „Psychologisches“ für sich tun zu wollen. Um diesen Bedarf bei sich zu verspüren, bedarf es in der Regel eines Mindestmasses an Innenwahrnehmung. Selten nur führt jemand eine Psychotherapie vollständig durch, der lediglich außenmotiviert ist: „Meine Frau sagt, ich sollte eine Psychotherapie machen“.

Eine Untersuchung, die die bei Psychotherapieklienten vorhandene größere Nähe zur psychologischen Selbstwahrnehmung nutzt, wird zum einen zwar differenziertere Informationen über den Innenraum „Persönlichkeit“ erhalten, dies jedoch auf Kosten der Repräsentativität, da sie auf einer Selektion aus der „normalen“ Bevölkerung resultiert.

In einer psychologischen Praxis bietet sich so die Möglichkeit, umfassendere Daten über die Persönlichkeit in anonymisierter Form zur Analyse heranzuziehen, um zu überprüfen, ob es Zusammenhänge zwischen astrologischen Merkmalen und solchen der Persönlichkeit gibt.

Ohne die Möglichkeit einer statistischen Absicherung solcher Zusammenhänge wäre persönlichkeitsrelevanten Aussagen der Astrologie jeder Boden entzogen, sie wären rein spekulativ und zufällig, das heißt, unsystematisch. Systematische Zusammenhänge sollten mit den heutigen ausgefeilten Persönlichkeitsfragebögen, die in der Psychologie der letzten Jahrzehnte entwickelt wurden, meßbar sein.

Dies wurde von Kepler so gesehen, zu Beginn des letzten Jahrhunderts war es unter anderem das Verdienst von Frhr. von Klöckler, wieder darauf hinzuweisen. Von Klöckler hat übrigens selber Untersuchungen beigesteuert (von Klöckler, 1926.). Die Psychologie spielt in der heutigen Astrologie eine größere Rolle als in früheren Jahrhunderten, was damit zusammenhängt, daß dieses Forschungsgebiet in den letzten hundert Jahren eine rasante Entwicklung durchgemacht hat.

Was zu tun ist, ist im Prinzip ganz einfach und geschieht täglich in der Psychologie und Psychotherapie: Den Ausprägungsgrad von beschreibbaren und meßbaren Persönlichkeitsmerkmalen feststellen. Hierzu werden in den meisten psychologischen Praxen Fragebögen eingesetzt, die der Diagnosesicherung einerseits und der Kontrolle des Therapiefortschrittes andererseits dienen. Anschließend können die vorliegenden Daten mit astrologischen Merkmalen korreliert werden und auf statistisch „selten zu erwartende“, das heißt nach regulärer Lesart „signifikante“ Beziehungen bzw. Unterschiede untersucht.

Wobei die statistische Signifikanz nichts darüber aussagt, ob eine systematische Beziehung *tatsächlich* gegeben ist oder nicht, sondern lediglich, wie oft das vorgefundene Ergebnis unter Voraussetzung eines nicht vorhandenen Zusammenhanges – dem „Zutreffen der Nullhypothese“ - *rein zufällig* auftreten würde. In der Wissenschaft gibt es einen Konsens darüber, daß, wenn die Wahrscheinlichkeit des rein zufälligen Auftretens eines Merkmals bei maximal 5% liegt, man von einem (schwach) signifikanten Ergebnis spricht, bei maximal 1% Wahrscheinlichkeit von einem signifikanten und bei 0,1% von einem hochsignifikanten Ergebnis. In diesen drei Fällen nimmt man das Ergebnis zum Anlaß, eine *Entscheidung zu treffen*, und zwar die Entscheidung für die „Alternativhypothese“ eines systematischen Zu-

sammenhanges. Man entscheidet sich, das Ergebnis als nicht zufallsbedingt anzusehen und nimmt einen systematischen Zusammenhang an.

Was liegt also näher für einen astrologisch interessierten Psychotherapeuten, als die vorhandenen psychologischen Daten seiner Klientel auf solche Beziehungen zu prüfen? Wobei dies ohne Probleme in anonymisierter Form geschehen kann, nachdem die Daten eingesehen sind. Die Klienten in meiner Praxis füllen zu Zwecken der Diagnosestellung und Therapiekontrolle regelmäßig Fragebögen aus. Der vorliegenden Studie liegen die Fragebogen-Daten von insgesamt 248 Klienten über insgesamt 154 Variablen zugrunde, also eine Datenmatrix von 38 192 Zellen. Von 201 Klienten lagen die Geburtsdaten mit standesamtlicher Genauigkeit, von weiteren 47 nur das Geburtsdatum vor.

Nachdem die lobenswerte Untersuchung von Sachs („Die Akte Astrologie“, 1997) einen umfassenden und akribischen Nachweis über signifikante Zusammenhänge zwischen Sternzeichen und externen Kriterienmerkmalen erbracht hat, war die Zielrichtung meiner Untersuchung nicht, summativ weitere akribische Nachweise anzuführen. Vielmehr versteht sich die vorliegende Studie als *exploratorisch*.

J. Chlumsky und M. Ehling vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden nehmen nach der harschen und überzogenen Kritik von P. Niehenke an der Sachs-Studie ergänzend Stellung:

Abschließend wollen wir uns in diesem Kapitel kurz mit dem gelegentlich formulierten Einwand auseinandersetzen, auch beliebige andere zeitliche Einteilungen des Jahres brächten ähnlich signifikante Ergebnisse. Bei der Auswertung der Berufsstatistik sind Simulationsrechnungen durchgeführt worden, in dem die Betrachtungszeiträume gegenüber den tatsächlichen Sternzeichen zunächst um einen Tag, dann um zwei Tage usw. bis zu 29 Tage verschoben wurden. Diese imaginären Verteilungen wurden für sechs verschiedene Berufsgruppen berechnet. Ein hoch signifikanter Zusammenhang zwischen Beruf und Betrachtungszeitraum bestand nur dann, wenn eine Abweichung von den Zeiträumen der tatsächlichen Sternzeichen nicht gegeben war oder nur wenige Tage betrug.

Womit der Einwand Niehenkes (s. MERIDIAN vom Mai/Juni 1998, S. 56-57) schließlich entkräftet wurde. Klüger wäre es sicher gewesen, Niehenke hätte – statt die Untersuchung von Sachs derart zu disqualifizieren – einfach kooperativ angeregt, diese nun nachgereichte Berechnung noch durchzuführen, anstelle deren Fehlen so laut und eindringlich zu monieren.

Mit einer gewissen Lust am Forschen möchte ich demgegenüber mit dieser kleinen Studie auch andere Kollegen ermutigen, am überspritzten kritischen Gegenwind vorbei, der sich heute jedem mit wissenschaftlicher Methodik astrologisch Forschenden entgegenzustellen pflegt, mit ihrem eigenen Datenmaterial forschend tätig zu werden. Dieser Studie war nicht viel Zeit beschieden, da zwischen Benachrichtigung über den „Wettbewerb“ und Einreichungsdatum nicht sehr viel Zeit lag, um eine die Studie neben den laufenden Praxisverpflichtungen rechtzeitig fertigzustellen.

1 **Persönlichkeitspsychologie heute**

Meine eigene Situation in den letzten Jahren war gekennzeichnet durch die Konstruktion eines persönlichkeitspsychologischen Fragebogen-Testverfahrens, während der ich mich der Notwendigkeit ausgesetzt sah, mich mit dem Stand der persönlichkeitspsychologischen Forschung heute auseinanderzusetzen. Von der bioenergetischen Typologie Alexander Lowens herkommend, mußte eine Brücke zu den modernen persönlichkeitspsychologischen Theorien geschlagen werden.

1.1 Die Situation

Lowen's Fassung bioenergetischer Strukturtypen - „schizoid“, „oral“, „psychopathisch“, „masochistisch“, „rigid“ („phallisch“, „hysterisch“) - haben eine Schlüsselfunktion für das Verständnis der Persönlichkeitsentwicklung und sind Matrix therapeutischen Verstehens und Interventions bioenergetischer ausgerichteter Therapeuten. Sie ermöglichen eine energetische Sichtweise seelischen Geschehens im Körper mit Energieflüssen oder Blockaden in bestimmten „Segmenten“ des Körpers und gestatten es, Verbindungen zu traumasensitiven Phasen der Kindheit zu ziehen, den Körper als Schauplatz seelischen Geschehens zu betrachten und zu behandeln, sie beschreiben typbedingte erhöhte Wahrscheinlichkeiten für problematische Verhaltensweisen auf der Ebene der Umweltbeziehung. Sie erfassen Zusammenhänge im Kind-Eltern-Bezug, erlauben Rückschlüsse auf die elterlichen Persönlichkeiten und auf die Beziehung der Eltern zueinander als auch zum Kind.

1.2 Die „Big Five“

Persönlichkeitspsychologie war schon immer darauf aus, diejenigen „grundlegenden Dimensionen“ der Persönlichkeit herauszufinden und zu messen, die ausreichen sollten, die individuellen Unterschiede von Personen möglichst vollständig zu erklären.

Die mathematischen Möglichkeiten, Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten zwischen den Ausprägungen verschiedener Merkmale - z.B. Persönlichkeitszüge - ihrer Richtung und Stärke nach relativ genau zu bestimmen, entwickelten sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ziemlich rasch. Die Faktorenanalyse ermöglichte zudem bei mehr als zwei und einer noch größeren Anzahl von Persönlichkeitsmerkmalen („Variablen“), zwischen denen ein schwer entwirrbares Wechselspiel von stärkeren und schwächeren Zusammenhängen - „Korrelationen“ - besteht, mithilfe mathematischer Prozeduren die Unterschiede einer Menge von miteinander korrelierenden Variablen auf das Zusammenwirken einiger weniger - möglichst unabhängiger - Faktoren zu reduzieren.

Die amerikanischen Forscher Paul Costa und Robert McCrae konnten in den achtziger Jahren als erste überzeugend nachweisen, daß es - unabhängig von den untersuchten Probandenstichproben, von den Beobachtern, von den Fragebogeninstrumenten, von den Methoden der Faktorenanalyse und vom Kulturraum - fünf robuste Faktoren als stabile Grunddimensionen der Persönlichkeit gibt, mit denen erfassbare Differenzen zwischen Individuen hinreichend erklärt werden können. Diese fünf Faktoren können dabei sowohl in Adjektivlisten identifiziert werden, als auch in multidimensional aufgebauten Persönlichkeitsfragebögen. Sie fanden sich gleichermaßen in Selbst- wie in Fremdbeschreibungen von Personen durch Bekannte und Familienangehörige. Diskussionen werden derzeit noch geführt um die endgültige Namengebung und exakte begriffliche Identifikation, da je nach Perspektive unterschiedliche Etikettierungen möglich sind.

Die fünf Faktoren sind:

Neurotizismus	emotionale Labilität versus emotionale Stabilität
Extraversion	Extraversion versus Introversion
Gewissenhaftigkeit	Gewissenhaftigkeit versus Nachlässigkeit, Impulsivität
Verträglichkeit	Umgänglichkeit, Passivität, Fügsamkeit versus Unabhängigkeit, Antagonismus, Widerspruchsgeist
Offenheit für Erfahrungen	Bildung, Idealismus, unkonventionell versus Konvention, Konservatismus, Zähigkeit

Eine Reihe von Studien - z. B. Livesley (1996), Torgersen (1996), Andresen (1996) - beschäftigt sich bereits mit der Nutzung des Fünf-Faktoren-Modells für die Erforschung klinischer Störungsbilder. Es ist auch eine verstärkte Hinwendung zu Fragen der Vererbung von Persönlichkeitsstruktur und Persönlichkeitsstörungen - z.B. Jang (1996) - zu beobachten. In einer gemeinsamen Studie jüngsten Datums der Universität Bielefeld, die noch nicht abgeschlossen ist, konnte Angleitner (1997) an Selbst- und Fremdbeschreibung von über 2.200 Zwillingen nachweisen, was bereits andere internationale Studien über adoptierte Kinder und getrennt aufwachsende Zwillinge gezeigt hatten: Daß genetische Unterschiede für die Persönlichkeitsentwicklung - und zwar bezogen auf alle fünf Faktoren - von zentraler Bedeutung sind und daß Umwelt und Erziehungsverhalten der Eltern sich als unbedeutend für die Ausgestaltung von Persönlichkeitsmerkmalen erweisen. Sollte sich dies in Zukunft bestätigen, dürfte das eine mittlere Revolution in der Arbeit vieler Therapeuten begründen, da der routinemäßige Bezug zu kindheitlichen Erfahrungen eine völlig andere Gewichtung erfahren würde.

Auch in anderen Bereichen wie der Erforschung politischer Einstellungen - z.B. van Hiel und Mervielde (1996) -, in der Streßforschung - z. B. Klis und Kossewska (1996), Slane und Kim (1996), Amelang (1996) -, im Schul- und Erziehungsbereich sowie im Management findet das fünf-Faktoren-Modell zunehmende Anwendung.

Das Persönlichkeitsinventar (Fehr, 1998) wurde so konzipiert, daß einerseits die klassischen bioenergetischen Typen vollständig erfaßt wurden, andererseits jedoch auch die „Big Five“ gemessen werden konnten. Es bestand damit eine einigermaßen vollständige Messung der grundlegenden Persönlichkeitsdimensionen, was diesen Untersuchungsansatz beispielsweise von dem P. Niehenkes unterscheidet, der in seiner Arbeit vor allem mit zwei Nachteilen zu kämpfen hatte: Einmal verwendete er mit dem Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI ein Inventar, das die Persönlichkeitsdimensionen nach heutiger Kenntnis nur unzureichend erfaßt, zum anderen waren die Adressaten seiner Aktion normale Bürger, bei denen weder der Motivation noch hinsichtlich der Introspektionsfähigkeit (s.o.) optimale Voraussetzungen für eine differenzierte Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung bestanden.

Das zugrundeliegende Konstrukt des Verfahrens ist aus der folgenden Tabelle zu ersehen.